

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 10. Februar 1916

Antonietta.

Roman von Walter Rissen.

Man kann sagen, daß bereits am Tage nach der Hochzeit die Sachen anders zu werden begannen. Francesco Nordi, der, wie die meisten neapolitanischen Omnibusfahrer, ein heißes Temperament besaß und dem infolge dessen eine Sache sofort langweilig wurde, sobald er sie erreicht hatte, sagte sich: „Nun, was jetzt? Ich bin der rechtmäßige Ehegatte der schönen blonden Antonietta, und soviel ich sehe, kann ich vorläufig weiter nichts tun, als mich hinsetzen und Kinder aufziehen. Frau!“ Und sein Verdruß hing, als Antoniettas Benehmen ihm gegenüber sich immer mehr änderte. Sie, das hübsche, abweisende Geschöpf, das zu erobern ihm die größten Schwierigkeiten gemacht hatte, war nach der Hochzeit plötzlich von einer herzlichen Liebe zu ihm erfüllt worden. Während er früher um einen Blick von ihr betteln, einen Händedruck oder nur von ihr mit laurer Miene sich verdienen mußte, hing Antonietta jetzt, sobald sich der geringste Vorwand bot, an seinem Hals. Kam er nach Hause — derschupp fog sie ihm entgegen und warf sich an seine Brust, so daß er beim besten Willen nichts weiter tun konnte, als seine Hände segnend auf ihr Haupt zu legen, wobei er sich dumm vorkam wie ein Missionar.

Eine Zeitlang sah er sich das mit an, aus einer gewissen Neugier, wie lange es dauern würde. Dann, als es eben einfach dauerte, wurde er nervös und fluchte innerlich, daß die herbe Antonietta ein solches Süßmaul geworden sei und ihn also quasi hineingelegt hatte. Er liebte sie wie vorher, gewiß, aber seine Liebe mußte etwas zu tun haben, mußte arbeiten können, sich regen, lebendig sein, wollte nicht bloß so, bäh, in Reserve dastehen.

An einem dienstfreien Sonntagmorgen erwachte er, und als er sich gerade langsam zu erheben begann, wo er sei, wie er heiße und wo gerade die Lebenstare stände, fühlte er sich von Antoniettas schönen Armen bereits umschlungen.

„Diamine!“ Er ließ ihre Schulter unwillkürlich heftig zucken.

„Bravo!“ sagte er sofort zufrieden zu sich selbst als er Antoniettas aufgerissene Schreden sah, „das war eine sehr gute Idee von mir; das wird sie sich doch wohlgefallen nicht gefallen lassen! Sehr interessant.“

Antonietta sah ihn traurig an und immer trauriger, dann traten ihr die Tränen in die Augen und ihr Mund zuckte.

„Gut,“ dachte Francesco, „nun kommt es ganz darauf an, wie's weiter geht.“

Es geschah, daß Antonietta an seinem Bett niederkniete und ihm die Hände küßte. Das fand Francesco so empörend, so verächtlich, so — man kann gar nicht sagen, wie langweilig, daß der Hof in ihm aufzuckte. Er haßte Antonietta, weil sie ihn systematisch und mit aller Gewalt verkehrte, sie zu lieben.

„Du bist kein Weib,“ sagte er wütend, „du bist ein Kopsfischer oder so etwas, du bist irgend eine sehr weiche Masse und ich kann das nicht mehr aushalten!“

„Francesco,“ flüsterte Antonietta fassungslos, „Francesco!“ Francesco wartete einen Augenblick und bemerkte dann: „Das ist allensfalls der Anfang von einem Satz — kein Mensch kann wissen, was kommen soll.“

Antonietta ging still zur Tür hinaus. Von da ab änderten sich die Sachen zum zweiten Male und begannen jetzt, sich auf einen anderen, viel ernsteren Ton zu stimmen.

Man kennt Maddalena Maglia, die an der Via Saluator Rosa in einem Vorbogen sitzt und Frauen freit. Francesco, der seit Jahren viermal am Tage mit seinem Omnibus bei ihr vorüberkam, hatte vor längerer Zeit ihre Bekanntschaft gemacht und sogar dadurch Antonietta kennen gelernt, die eine enge Freundin von ihr war. Antonietta hatte ihm bedeutend besser gefallen, denn bei der Maglia brauchte man nur zuzulassen und man hatte bereits, was man wollte. Dieser Maddalena, die ihn natürlich längst nicht mehr grüßte und kannte und auch alle Beziehungen zu Antonietta abgebrochen hatte, näherte sich Francesco jetzt wieder.

Maddalena, eine sehr hübsche schwarze Person, hat rechtlich wohl und spöttisch, hatte aber im Grunde die größte Freude, daß ihr das Schicksal zu vergönnen schien, diese Ehe zu führen. Francesco merkte das ganz gut, es war ihm aber egal, denn ihm lag bloß daran, daß Antonietta von der Sache erführe.

Das blieb nicht aus. Antonietta

wußte schon nach kurzer Zeit alles, und da sie den ganzen langen Tag allein war, fand sie Zeit, in der Kirche stundenlang weinend zur Madonna zu beten und sie innig anzusehen, ihr einen Rat zu geben. Die Madonna blidete sanft und gültig vom Altar und sagte nichts. Doch: ihre Augen sagten, ein Weib solle sich nicht empören. Und Antonietta kämpfte ihre grenzenlose Verzweiflung nieder und dachte: er muß ja zu mir zurückkommen, denn ich liebe ihn doch zu sehr, daß ich nur leben kann, wo er ist, und daß er ein Mörder wäre, wenn er nicht mehr zu mir zurückkäme.

Sie wollte warten. Und sie wartete ernst, demütig und still, zwang sich sogar zur Heiterkeit, obgleich ihr das täglich schwerer fiel.

Inzwischen war Francesco hauptsächlich von dem einen Gedanken erfüllt, Antonietta seine Verachtung zu zeigen. Er fühlte sich von dieser hündischen Liebe wie von einem Gummituch eingekühlt, das immer nachgibt und nie riß, nirgends Widerstand entgegensetzte und dennoch unentrennbar festhielt. Er sagte sich, Antonietta sei schließlich keine Heilige, sondern ein Mensch, ein Weib, und müsse auf die eine oder andere Weise zum Ueberstehen gebracht werden können. Er nahm sich nicht mehr die Mühe, einen Vorwand zu suchen, wenn er abends allein ausging oder überhaupt nicht nach Hause kam.

Antonietta betete zur Madonna und bat sie, den Hof und Reid, der gegen die Rivalin, in ihrem Herzen zu wachen begann, zu töten, ehe er größer würde. Und den Stolz von ihr zu nehmen und das Ehrgefühl, damit sie sich nicht etwa einmal vergähle und so den Francesco ganz und gar verläßt. Die Madonna sagte nicht ja und nicht nein und Antonietta schloß nicht mehr in der Nacht und kämpfte wie eine Heldin gegen alle dunklen und bösen Regungen ihres Blutes.

Einmal, als Francesco Sonntag wieder allein ausgeben wollte, den Hut schief in die Stirn gedrückt, eine rote Nette im Knopfschloß und schön wie ein Gott, fiel sie plötzlich in ein nervöses Schluchzen, in eine Art Weintampf.

„Was hast Du?“ fragte er, als es zu Ende war.

„Wohin gehst Du, Francesco?“

„Zum Tanz nach Fuorigrotta.“

„Warum?“

„Mit wem?“

„Mit Maddalena Maglia.“

„Wie?“

„Willst du frei von mir sein, Francesco?“

„Sehr gern.“

„Du bist frei. Wenn Du nach Hause kommst, findest Du mich nicht mehr hier.“

„Wird mich freuen. Aber sag mal übrigens, warum läßt Du Dir denn das alles von mir gefallen?“

„Weil ich Dich liebe.“

„Das ist wohl die neueste Mode, die man in der Liebe trägt — was? Eine blödsinnig dumme Mode, kann ich Dir nur sagen!“

Francesco ging kürzschlagend fort und schimpfte wütend vor sich hin. Maddalena Maglia wurde ihm nachgerade lässig, denn sie war ihm stets gleichgültig gewesen. Aber sie war doch wenigstens ein Weib. Eiferfüchtig wie eine Kage, eitel wie eine Prinzessin, falsch wie ein Rasenrasen, eine Lügnerin und eine Heuchlerin, kurzum ein Weib! Man mußte sie bewachen wie ein Goldstück; wachte man den Rücken, so war sie ganz selbstverständlich nicht mehr da. Jeden Augenblick hatte man ihre wegen Knopfschloß, kam in Lebensgefahr, schlug sich, zankte sich, schrie — lebte, lebte! Anders als bei Antonietta, bei der man sicher war, ruhig, sicher und ungefährdet wie im Gosthaus zum ewigen Frieden. Man wird ja zum Streit wenn man sich vor nichts mehr in acht zu nehmen braucht, wenn nichts mehr zu wagen ist und auf dem Spiele steht!

Antonietta packte wirklich die Sachen und verließ das Haus. Sie quortierte sich in einem öden Stadtteil bei einem älteren Ehepaar ein, das einen sehr biedereren Eindruck machte, und dem sie gegen frei Kost und Wohnung die Wirtschaft beforgte. Es stellte sich bald heraus, daß diese Leute zur Camorra gehörten, und daß allerhand fragwürdiges Pad zu ihnen kam.

Sie litt unglücklich unter der Trennung, sprach mit niemandem ein Wort, würgte alles in sich hinein und fieber und schlaflose Nächte zerrüteten ihre Kraft. Auf einmal war es mit ihrer Haltung vorbei. Die übermenschliche Duldung rächte sich und beim ersten schwachen Nachgeben und Nachlassen schützten alle gefangenen Nachtgeister heraus. Dunkle und

wirre Vorstellungen tauchten vor ihr auf; sie wollte sich töten, aber sie lebte ganz und gar in ihm, in Francesco, also mußte sie vor allem ihn töten. Dieser wilde Wahn anterte sich in ihr fest und es war ihr, als hätte sie einen Befehl bekommen oder ein heiliges Gebot.

In diesem Traum- und Irrenzustand verfiel sie sich mehrmals nachts in der Nähe von Francesco Wohnung und nahm eine Art Redeschwäger mit, den sie von ihrem Vater geerbt hatte. Francesco kam auch ein paarmal an ihr vorüber, immer allein und in sich versunken. Aber sie fand nie den Mut und wußte endlich, daß sie nie den Mut finden würde. Es gab immer einen Augenblick, in dem sie drauf und dran war, sich Francesco, von der Liebe überwältigt, zu Füßen zu werfen.

Und doch mußte eine Entscheidung fallen. Es war zu grauenvoll, nicht leben und sich sterben zu können.

Ihre Wirtin, die sehr gern erfahren wollten, was es für eine Bewandnis mit ihr habe, drangen oft mit Fragen in sie. Einmal machte sie Andeutungen. Die Leute begriffen nicht, warum sie von so einem einfachen Ding ein solches Wesen mache und stellten ihr am Abend zwei Herzen vor, die gegen Zahlung von 50 Lire sich ein Vergnügen daraus machen wollten, einen beliebigen Menschen um die Gasse zu bringen. Antonietta sagte: „Gut, unter der Bedingung, daß es jetzt, sofort, in diesem Augenblick geschieht.“ Da die Herren für den Abend nichts Besseres vorhatten, so machten sich die drei auf den Weg und erwarteten Francesco in einer menschenleeren Straße, durch die er kommen mußte.

Francesco ließ auf sich warten, so daß die Camorristen bereits nach der Uhr sahen. Endlich kam er, sichtbar angeheitert, obgleich er sonst niemals trank.

„Da ist er —“ flüsterte Antonietta, klappernd vor Angst als sie ihn sah. Als er nur noch fünf Schritte von ihnen entfernt war und die beiden Herren gerade ihre Pflicht tun wollten, stürzte sich Antonietta schreiend ihm entgegen.

„Rehe um, ich will nicht, ich will nicht!“

„Was willst Du denn nicht?“ fragte Francesco. „Und wie siehst Du denn überhaupt aus — wie?“

„Geh weg, sie wollen Dich töten!“

„Wen, mich?“ fragte Francesco, von dem der Nebel zu weichen begann.

„Wer denn — die beiden dort?“

„Er zog schnell sein Messer. Die beiden Herren kamen heran und fragten höflich, ob sie etwa stören, und ob sich Signora und Signore wieder vertragen, und ob die Signora glaube, daß es rätlich sei, ernste Männer wie sie, zu diesen Mägen zu beugen.“

„Ich kann nicht — ich kann ja nicht!“ schluchzte Antonietta. Dann raffte sie sich zusammen und sagte wild: „Geh weiter, Francesco, schnell! Schnell, bitte! — ein Wort von mir und es ist mit Dir aus!“

Francesco benahm sich ziemlich toll. Er warf seinen Hut in die Luft, tonzte wie ein Verrückter, fiel Antonietta um den Hals, delatierte den beiden Herren die Hände und gewann endlich die Sprache wieder: „Antonietta! Garinali! Zwei Leute hast Du gemietet um mich tot machen zu lassen? Mich fortzuführen soll ich, sagst Du, sonst — Antonietta, Du bist ja eine großartige Person! Solcher Sachen muß man sich bei Dir versehen? Willst Du mich Lumpen denn noch? Willst Du wieder bei mir bleiben? Ich kann's ja doch nicht mehr aushalten, laufe rum wie ein Hund!“

„Und Maddalena?“ fragte Antonietta weinend vor Nervosität.

Hat schon die drei Rächten hinter sich. Ach Gott, das mit der Maddalena war doch bloß so ein Trid!“

Er rief sie mit seiner ganzen Kraft an sich und küßte sie immer wieder. Die beiden Herren bemerkten, ihnen werde ganz übel, und sie müßten entweder einen Schidel einschlagen oder einen Schnaps trinken.

Francesco lud sie in die nächste Oheria, wo die vier noch lange gemütlich zusammen saßen.

— **R i e g s t i n d e r u n d.** Der Papa, auf Urlaub daheim, erzählt, wie seine Truppe einmal eine feindliche Batterie zum Schweigen gebracht. Die kleine Erna gibt das Erlaubte weiter: „... und einmal hat Papa mit seinen Kameraden auch eine feindliche Batterie gestillt!“

— **U n g e w o l l t e r H u m o r.** Junge: Nun wird's jeden Tag miser! Früher brachte wenigstens der Storch im Herbst ein kleines Brüdchen oder Schwesterchen — aber seit der Papa im Felde steht, traut ich auch dieser nicht mehr heran!

Onkel Schnupps.

Von Richard Nieß.

Die Familie kamnte aus Oberschlesien. Aber sie ließ sich nicht gern daran erinnern. Denn damals waren die Helde noch wenig begüterte Leute gewesen, und der Vater hatte außer zehn Kindern nicht viel hinterlassen. Aber die Zeiten waren gut, und ein geschickter, pfliffiger Kopf konnte es zu etwas bringen. So kamen die Helde denn vorwärts. . . bis auf die beiden jüngsten Brüder, die nicht gut taten, und deshalb vom Familienältesten, dem Bankier P. F. Held, nach Kanada geschickt wurden. Die anderen aber lebten in Schlesien, Berlin und Hamburg und waren angesehene Leute. Und reiche Leute waren sie geworden, die Helde. Freilich, die Herzengüte des Vaters hatte keiner der Söhne geerbt; aber vielleicht ging es ihnen gerade deshalb besser als ihrem Vater, der den Grundsatz hatte, niemals seine Schuldner zu verklagen. „Wenn es dem Manne gut ginge, würde er mich vor selber bezahlen“, sagte er stets. „Und soll ich seine Not noch vergrößern?“ — Er war ein guter Mann, der alte Held. Aber er starb in Armut. Der alte Held hatte einen Schwager, den Onkel Schnupps. Der überlebte alle Verwandten seines Geschlechtes. Auch ihm ging es nicht gut. Er bezog eine Invalidenrente, da er bei Wars la Tour eine Kugel in den Oberschenkel bekommen hatte und seit dieser Zeit hinkte. Er verdiente sich auch ein wenig durch die Uebernahme kleiner Vermittlungen. Doch er bisweilen heimlich Adressen schrieb, Adressen für ein Verdinggeschäft. . . mit seiner feinen, zierlichen Damenhandschrift. . . tausend Stück für 4,15 Mark. . . das erfuhr man erst nach seinem Tode. Keiner in der Familie des Bankiers P. F. Held wußte es. Aber man wußte ja auch nicht, daß Onkel Schnupps bisweilen hungerte. Die Pension könne doch wirklich reichen, meinte man im allgemeinen. Denn was brauchte schließlich solch alter Mann. . . Und — alles, was wahr ist! — In jedem Quartalsbericht übergab Bankier Held dem Onkel einen Fünzigmarkschein. . . als Wohnungszuschuß. Das war so ausgemacht in der Familie. Denn man tat etwas für einander. Der Geheimne Justizrat Gottfried Walter Held gab fünf Mark dazu, Bankdirektor Waldemar in Hamburg zehn; Franz Edgar, mit vierzig Jahren bereits Rentier, stiftete eine Doppelkrone, und der Bankier rundete die Summe ab. Man war sehr pietätvoll in dieser Familie, und Franz Edgar sandte dem Onkel bisweilen sogar einen abgelegten Rock.

Der Bankier P. F. Held aber tat noch ein übriges für Onkel Schnupps. Allsonntäglich durfte der Alte in die Gartenvilla kommen, um an einem Seitentischchen seinen Anteil am Helde'schen Sonntagessen zu verzehren. An einem Seitentischchen. Denn der Onkel hatte nur noch wenig Zähne. Man versetzt mich wohl: Ingeborg war sehr empfindlich. . . Geräuften gegenüber. . . Wenn Helde aber gerade einmal Tischgäste hatten, dann mußte der Diener dem alten Herrn bedeuten, daß die Herrschaften heute bedauern ließen. Heute ginge es beim besten Willen nicht, aber man freue sich schon auf den nächsten Sonntag. . . an diesen Tagen humpelte der Onkel die Freitreppe hinunter, ging durch den Vorgarten und blinzelte betrübt in die Sonne, die in dieser Stunde stets gerade über dem Hause stand. Und lauschte sich einen Ring Knoblauchwürst, die er auf einer Wank in den städtischen Anlagen verzehrte. Denn es war ja Sonntag, und da durfte er sich etwas antun. — Mit Tage später aber rührte er wieder an der Löwenglocke der Helde'schen Villa und streute sich, wenn die jüngeren Kinder bei seinem Anblick das Haus durchjohlten: „Onkel Schnupps ist da. . . Onkel Schnupps ist da. . . Er hat heute Ferdls blauen Rock an.“ Ferdl aber war der etwas gedehnte älteste Sohn des Hauses.

P. F. Helde's Kinder waren es ja auch, die Onkel Schnupps seinen Beinamen gegeben hatten. Eigentlich hieß er nämlich Bernhard Matthias. Bei der Namensnennung wurde dabei auf den einzigen Lurus angespielt, den der Onkel sich leistete: auf die immer gefüllte Schnuppsabstohse, aus der er allen Bekannten anzuwenden pflegte. Selbst die Dienboten sollten den echten Kamaster probieren. Und der Alte tätschelte ihnen gluckend die Hüften, wenn sie laut grinsend abhingen. Das Mädchen machten sich dann über ihn lustig. Sie nahmen ihn ja nicht ernst und hielten ihn für ihresgleichen, weil er nicht am Herr-

schaftstische ab und nie ein Trintgeld hergab. Sie sahen ja auch, daß selbst die feinsten Heildkinder ihr Vergnügen daran hatten, den alten Onkel zu naden. Er war aber auch ein so dahiger Herr! Und . . . wie tappig er einherhinkte, wenn er die Zigarren suchte, die ihm Berla und Kolf wie die Ostereier am ersten Ostertage in irgendeinem Zimmerwinkel versteckt hatten. Die Zigarren, die der Onkel allsonntäglich bekam, fünf Stück zu sechs Pfennig. Man hatte sie in einer besonderen Kiste, die man die „Onkel Schnupps-Kiste“ nannte. Fünf Zigarren aus einer eigenen Kiste! Die Familie tat wirklich etwas für den alten Onkel Schnupps.

P. F. Held, der Vater, drückte dem Onkel bei der Begrüßung stets flüchtig die Hand. Daß er sie regelmäßig bald nachher wusch, das geschah wohl nur, weil man ja immer bald darauf zum Essen ging. Bei Tische sprach er kein Wort. Kerpengerade präsierte er stumm die Tafel. Stets schien er mit sich und seinen Gedanken beschäftigt, und es ging das Gerücht, daß P. F. Held beständig rechnete. Wußte man doch, daß der Bankier täglich den ganzen Kurzeitel auswendig ferne und daß er implane sei, über den Kurzustand jedweden Papiers aus jedem Tage der letzten zehn Jahre Auskunft zu geben. Wenn Geld gut ausgelegt war, dann ließ er sich gern dorausshin prüfen. Und er verlegte niemals, mochte es sich nun um russische Naphtha-Noble-Alten handeln oder um die Papiere des Stollberger Zintwerkes. . . Man konnte ihm jedenfalls nie einen Fehler nachweisen. . .

Seine Frau, die Tante Tine, schminnte sich ziemlich stark und bemühte sich auch sonst um die Reputation der Familie. Fred. Franz Edgars Aelteste, hatte ihr den Spitznamen „Tante Terpenine“ gegeben. Denn er fand, daß die Tante stets so ausah wie ein gerade frisch gerichteten Parlettboden. Das war der Familienwitz der Franz Edgarschen Linie.

Aber, ich wollte ja von Onkel Schnupps erzählen. . . Man könnte denken, das Leben des Alten sei inhaltslos gewesen. . . denn: Zigarrenrauchen und ein Sonntagstischchen seien eine gar zu mager Lebenserfüllung — doch nein! Onkel Schnupps hatte eine Mission. Er war ein Stück Märtyrer, den ein großer Gedanke befreite. Und dieser Gedanke, der Onkel Schnupps' Leben ausfüllte, war ein asketischer: Er trant kein Bier! . . . Ja! Er trant kein Bier! Ihr werdet mir sagen, daß vielen Menschen der Alkohol aus Gesundheitsrücksichten verboten sei und daß anderen das Bier nicht schmecke. . . doch: Onkel Schnupps war Knegeund und ehemals leidenschaftlicher Biertrinker gewesen. Und nun . . . seit zehn Jahre entbehrte er es. Freiwillich. Es liegt Größe in diesem Gedanken! Ihr werdet sagen, eine Selbstopferung, Wüße, eine Wette?? Nein, Eigensinn, nichts als Eigensinn war es, der Onkel Schnupps den Becher aus der Hand nahm. Aber dieser Eigensinn und seine Konsequenz war für ihn Kraft und Selbstvertrauen und Glauben und Sicherheit. Wie alles kam, das war eine eigene Geschichte, die der Onkel allsonntäglich bei Helde zum besten gab. Allsonntäglich. Denn Ferdl liebte es, „den Onkel aufzuwiegen“ und alle freuten sich, wenn der Alte stets dieselben Worte gebrauchte und immer wieder in eine junge junge Wut geriet, wenn er den Verlauf jener denkwürdigen Willardpartie erzählte. Beim Willard war es nämlich, wo Onkel Schnupps das Biertrinken abgeschworen hatte. Die Bierunterhaltung begann nun regelmäßig damit, daß Ferdl dem Onkel ein Glas Pilsener anbot.

„Ich trint kein Bier, Willy“, lehnte der ab (den Namen Ferdl, der ihm als sehr modern erschien, mochte er nicht behalten.)

„Warum trinkst du denn kein Bier, lieber Onkel? Ich glaub, du bist ein Heuchler. . .“ drang Ferdl nun tierherd vor.

„Ich hab einmal geschworen, kein Bier mehr zu trinken und seit dieser Zeit trinke ich eben kein Bier mehr.“

Und nun drängte die ganze Familie, bis Onkel Schnupps zu erzählen begann: Wie er einmal beim Willard das „Hauptbuch“ geführt habe und dafür vom Verkierer mit einem Glase Bier belohnt werden sollte. Wie der aber, als das Bier getrunken war wütend aufstuhr. Und der Onkel erzählte:

„Wie kommen Sie dazu, sich auf meine Rechnung ein Glas Bier zu bestellen?“ sagt er. Es war ein gewisser Fint. Apotheker Fint. „Weil wir's halt so ausgemacht haben“, sog ich. „Gar nichts haben wir ausge-

macht“, sagt er. „Sie können bloß nicht einen Augenblick ohne das Saufglas dastehen“, sagt er. „Was?“ sag ich. „Wie können Sie so was sagen? Ich werde Ihnen zeigen, ob ich es ohne Bier aushalten kann.“ sag ich. Ich werde einen ganzen Monat lang kein Glas mehr trinken.“ „Dho“, sagt er. „Nicht einen Tag werden Sie's aushalten.“ — Da sag ich: „Machen wir 'ne Wette auf ein Jahr.“ Ich will Sie nicht ums Geld bringen“, sagt er. „Und ich werde doch kein Bier mehr trinken.“ sag ich. Und seit der Zeit trinke ich eben kein Bier mehr.

Wenn diese Erzählung beendet war, die zum Ergöhen der Zuhörer stets im gleichen Rhythmus vorgetragen wurde, dann war die Mission Onkel Schnupps' für diesen Sonntag erfüllt. Nach Tische pflegte man sich je zum Mittagsschlaf zurückzuziehen und den Alten dem Dienstmädchen zu überlassen, das brachte ihm eine Tasse Kaffee, trüb auch wohl einen Scherz mit ihm und half ihm dann in den grauen Ueberzieher, den der Bankier erst vor ganz kurzer Zeit abgelegt hatte.

In Onkel Schnupps' aber konnte nach solchen Tagen die Geschichte von seinem Bier - Abschour lange nicht zur Ruhe kommen. Seine Standhaftigkeit erfüllte ihn mit glühendem Stolz. Denn niemals war er unterlegen. „Ich hab me-ne Ehr bewahrt“, sagte er sich voller Genugtuung. „Mein Gewissen ist rein. Ich hab meinen Schwur gehalten, und der Herrgott wird mit mir zufrieden sein.“ So hielt ihn sein selbstgewähltes Martyrium hoch. Das Bewußtsein, seit jeher denkwürdigen Willardpartie kein Bier mehr getrunken zu haben, trug er wie einen Seelenadel in sich. Und daran lebte er auf. — Das war Onkel Schnupps, der Familie Held Senior, der Ueberlebende einer alten Generation. . .

Als er eines Tages starb. . . plötzlich. . . im Bette. . . und man fand seine Leiche erst drei Tage nach seinem Tode. . . da kündete der Draht nach Berlin und Hamburg, nach Posen, Vissa und Kanada, daß Onkel Bernhard gestorben sei. Onkel Bernhard. Denn nun hatten sie auf einmal alle Gehfurcht vor dem Onkel, und sein Spitznamen wurde vergessen. . .

Und alle kamen zur Beerdigung. Denn es lebte ein guter Geist von Pietät in dieser Familie, der um so sichtbarere zutage trat, als in jenen Tagen gerade in der Stadt, in der Onkel Schnupps gestorben war, eine weitbedeutende Ausstellung zu sehen war. Aber es war nicht nur Schaustust, die Onkel Siegesmund aus Blankensee führte. . . es war in der Tat viel Pietät dabei. . .

Und: Wie schön der Geistliche sprach! Dem Bankier P. F. Held rollten die Tränen über den schwarzen Seidenrevers des neuen Salonrocks, und Tante (Terpen-) Tine, die der traurigen Würde des Tages dadurch gerecht wurde, daß sie heute nur Perlenschnur trug, nicht betrübt und sagte zu ihrer Nachbarin: „Es ist doch ein erhebendes Gefühl für uns, daß Onkel Bernhard in unserem Hause ein zweites Heim gefunden hat. . .“ Und der Geistliche sprach von dem unerföhligen Verluste, den der Tod Bernhard Helde's für die ganze Familie bedeute, und er pries die Anhänglichkeit des Onkels an die Familie an den Onkel. Nur von dem einen sprach er nicht, von dem Lebensgedanken Onkel Bernhards während all der letzten Jahre: davon, daß er das Biertrinken abgeschworen hatte. Und man hätte es wohl auch als sehr unpassend empfunden.

Was ist paradox?

Wenn jemand von einer Flasche Rotwein blau wird.

Wenn ein Schlafwagentouretleur ein aufgeweckter Kerl ist.

Wenn ein Kaffeekocher ohne Grund entlassen wird.

Wenn ein Delinquent kopflos wird.

Wenn einem Schweinehirters faumäßig zu Mute ist.

Wenn ein Hungerkünstler in Essen auftritt.

Wenn ein Photograph im Krankenhaus keine Aufnahme findet.

Wenn ein Fischhändler beim Kartenspiel einen Kach verliert.

Wenn einem Gerber die Felle weggeschwommen sind.

Unter Spikbuben. „Warum nimmst Du Deine Frau garnicht mit heraus?“ „Weil sie vor jedem Schaufenster stehen bleibt. . . alle acht Tage muß ich bei e-ter anderen Puhmacherin einbrechen!“